

Ulrich van der Heyden:
Das gescheiterte Experiment.
Vertragsarbeiter aus Mosambik
in der DDR-Wirtschaft
(1979–1990). Leipzig: Leipziger
Universitätsverlag 2019, 725 Seiten,
42,50 Euro.

Zu den bekanntesten Beispielen aus der Geschichte der Beziehungen zwischen der DDR und dem Globalen Süden gehört das Vertragsarbeiterabkommen aus dem Jahr 1979 mit dem damals sozialistisch orientierten Mosambik. Als Resultat dieses Abkommens kamen im Zeitraum bis 1990 etwa 21.600 Männer und Frauen aus Mosambik in die DDR, um in staatlichen Betrieben zu arbeiten und/oder eine Ausbildung zu erhalten. Nach den Vietnames_innen stellten sie damit die zweitgrößte Gruppe außereuropäischer Vertragsarbeiter_innen in der DDR dar. Zentral für dieses Vertragsarbeiterregime und ein wichtiger Gegensatz zum westlichen Gastarbeiterregime war die Logik, dass die Qualifizierung dem sozialistischen Aufbau des Herkunftslandes dienen sollte. Die positive Deutung dieser Programme von offizieller Seite als Entwicklungsprojekt sozialistischer Prägung ist jedoch in medialen und wissenschaftli-

chen Aufarbeitungen nach 1990 mit Verweisen auf Rassismus und Ausbeutung grundsätzlich revidiert worden, sodass der Diskurs mittlerweile von einem kritischen Bild dominiert wird.

Auf nicht weniger als 725 Seiten arbeitet sich der Historiker und Politikwissenschaftler Ulrich van der Heyden minutiös an den – wie es auf dem Buchrücken heißt – „Verleumdungen, Verdrehungen und Halbwahrheiten“ zu diesem Thema ab. Gleich der erste Satz ist ein Angriff auf die „furcht- und abscheuerregend[e]“ Darstellung der DDR-Vergangenheit (S. 12) in Medien und Wissenschaft und steht programmatisch für den Fokus des Buches, das der Autor als Plädoyer für einen Neubeginn der DDR-Historiografie gelesen wissen möchte. Gemeint ist damit keine Erneuerung mittels neuer Theorieangebote oder Methoden, sondern eine Rückkehr zu den Quellen. Durch die Auseinandersetzung mit Archivakten und Interviews mit Beteiligten soll, so van der Heyden, das Bild über das Vertragsarbeiterprogramm im Besonderen und die DDR-Vergangenheit im Allgemeinen geradegerückt werden.

Der Einleitung folgt ein 150 Seiten starker Abriss zu den historischen und politischen Grundlagen

der „Vertragsarbeit“ in der DDR, die van der Heyden zwar scharf von der westdeutschen „Gastarbeit“ abgrenzt, Letztere jedoch immer wieder als Vergleichsgröße heranzieht. Auf weiteren grob 150 Seiten werden verschiedene Aspekte des mosambikanischen Arbeitskräfteeinsatzes behandelt, darunter Verdienstmöglichkeiten, die öffentliche Wahrnehmung in der DDR-Gesellschaft, die Qualifizierungsmaßnahmen sowie Ausgrenzung und Rechtsextremismus. Das letzte reguläre Kapitel im Umfang von etwa 30 Seiten schildert das Ende der Vertragsarbeit im vereinigten Deutschland und die mannigfaltigen Probleme, vor denen diejenigen standen, die in den 1980er Jahren und Anfang der 1990er Jahre in ein vom Krieg schwer gezeichnetes Mosambik zurückkehrten. Hinzu kommen, aus unersichtlichen Gründen zwischen den Kapiteln angeordnet, vier ausladende „Addenda“ im Umfang von 20 bis 80 Seiten, in denen van der Heyden in deftiger Sprache mit Ausstellungen, Medienberichten, Rezensionen und anderen Publikationen zur DDR-Geschichte abrechnet. Der Anhang schließlich umfasst neben der mehr als 80 Seiten starken Bibliografie auch eine nützliche und ansprechend aufberei-

tete Sammlung von Dokumenten, darunter größtenteils Archivalien wie das bilaterale Abkommen zwischen der DDR und Mosambik aus dem Jahr 1979, Erhebungen und Berichte des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS – die „Stasi“) sowie ausgewählte Statistiken aus der Sekundärliteratur; ein Sachregister fehlt leider.

Van der Heyden stellt seine weitläufige Kenntnis der deutschen Quellen- und Literaturlandschaft in den Dienst einer Argumentation mit drei Eckpfeilern. Erstens argumentiert er in Bezug auf offizielle Motive, dass das Programm grundlegend auf Solidaritäts-, nicht auf Profitinteressen basierte, wobei sowohl die beteiligten Staaten von den Arrangements wie auch die mosambikanischen Arbeitskräfte profitierten, selbst als die Ausbildungskomponente im Laufe der 1980er zunehmend minimiert wurde. Es handelte sich van der Heyden zufolge nicht um Anwerbung und Ausbeutung von Arbeitskraft wie im westlichen Gastarbeitsregime (zumal das Programm vonseiten Mosambiks initiiert wurde und erst 1979, also als die westlichen Programme bereits ausliefen, begann), sondern um ein arbeits- und entwicklungspolitisches Programm. Dessen letztendli-

ches „Scheitern“ – also die Tatsache, dass die meisten zurückgekehrten Arbeitskräfte nicht qualifikationsgerecht eingesetzt wurden und im neuen, neoliberalen Mosambik oft sogar mit Arbeitslosigkeit konfrontiert wurden – sei vor allem auf die Auswirkungen des Bürgerkriegs in Mosambik zurückzuführen (S. 559).

In Bezug auf die Einsatzbedingungen und Erfahrungen heißt es, zweitens, dass die mosambikanischen Arbeitskräfte generell von dem Programm profitierten und eine rechtliche Gleichstellung genossen. Oft kritisierte vertragliche Sonderregelungen wie z.B. das Verbot, in Drittstaaten zu reisen oder die Rückführung bei Schwangerschaft bzw. Verstößen gegen die „sozialistische Arbeitsdisziplin“ wurden, so van der Heyden, nur selten angewendet – und, wie etwa die Schwangerschaftsregelung, bisweilen vonseiten der mosambikanischen Regierung forciert. Das weise nicht zuletzt darauf hin, so van der Heyden, dass dieses Programm auf gleichberechtigten Verhandlungen der beiden Regierungen beruhe.

Drittens dürften Belege für rassistisch motivierte Vorfälle in der DDR nicht zu der Verallgemeinerung führen, dass es in der

DDR einen weitverbreiteten institutionellen oder gesellschaftlichen Rassismus gegeben habe (z.B. S. 226); erst recht nicht, um auf dieser Basis die rassistische Gewalt der postsozialistischen Ära zu erklären (die van der Heyden primär in den wirtschaftlichen Schocks und gesellschaftlichen Frustrationen der Transformationserfahrung begründet sieht). Bei den Angriffen vor 1990 habe es sich um Einzelfälle gehandelt, die der offiziellen antirassistischen Position der DDR entgegenstanden – und außerdem mit Maßnahmen wie „Aussprachen“ mit Involvierten, Anzeigen und vereinzelt auch disziplinarischen Maßnahmen bis hin zu Haftstrafen adäquat bearbeitet bzw. geahndet wurden (z.B. S. 325).

Entschieden verurteilt van der Heyden in diesem Zusammenhang auch die Behauptung, Solidarität sei in der DDR eine von oben verordnete und blutleere Angelegenheit gewesen. Kategorien wie „Uneigennützigkeit“ und allgemein ein liberales Verständnis von arbeitspolitischen Regimes seien ungeeignet, um diese intersozialistischen Austauschprozesse angemessen zu bewerten – wurden die Beziehungen doch einerseits unter der Prämisse des „gegenseitigen Vorteils“ gestaltet und andererseits

zwangsläufig durch die real existierenden Probleme im DDR-Sozialismus geprägt. Das betrifft etwa die Erklärung, warum eine dauerhafte Integration in der DDR unerwünscht war – schließlich sei es um den „Aufbau“ des Herkunftslandes gegangen; die Begrenzung der Aufenthalte habe zudem den neokolonialen *brain drain* verhindert, der die Beziehungen mit westlichen Ländern kennzeichnete. Diese Logik, die vonseiten der involvierten Regierungen vorgebracht wurde und von van der Heyden weitgehend geteilt wird, widerspricht einem liberalen und idealisierten, real nie umgesetzten Verständnis von Arbeitsmigration, das den kritischen Betrachtungen der Vertragsarbeitsprogramme oft zugrunde liegt.

Das gescheiterte Experiment bildet mit seinen Thesen einen wichtigen Gegenpol zu Darstellungen, in denen die DDR pauschal als *terra racista* abqualifiziert und eine simplifizierende Kontinuitätslinie von einer vermeintlich problematischen und international isolierten DDR-Sozialisierung hin zu den späteren (und gegenwärtigen) Erscheinungsformen des Rassismus sowie den Wahlerfolgen der AfD im Osten Deutschlands gezogen wird. Alle Thesen werden

mit einer Reihe von Beispielen und Quellen belegt; auffällig hierbei ist jedoch, dass viele der vorgebrachten Argumente die Maßnahmen und Ansichten verschiedener DDR-Institutionen und bisweilen der mosambikanischen Regierung legitimieren. Im wiederholten Mahnen, zu den Fakten und Quellen zurückzukehren (z.B. S. 16), versäumt es van der Heyden, die eigene Analyse-logik oder den theoretischen Ansatz transparent zu machen – und damit auch zu reflektieren, zu welchem Grad seine Darstellung auf einer partikularen Position und damit verbundenen Deutungen und narrativen Rahmungen beruht.

Eine Ausnahme dazu ist die kurze Diskussion des Rassismusbegriffs (S. 274f.). Die Behauptung auf dem Buchrücken, dass „die Betroffenen, die bislang medial in kolonialer Manier zu Opfern und Objekten stilisiert werden sollten“, nun „[z]um ersten Mal [...] zu Wort“ kommen würden, ist haltlos. Es gibt zahlreiche Publikationen, in denen Mosambiker_innen Auskunft über ihre DDR-Erfahrungen geben – van der Heyden greift auf diese auch immer wieder zurück. Problematisch ist, dass er dabei positive Schilderungen bevorzugt und sozusagen ungebro-

chen als „wahre“ Darstellung der Verhältnisse übernimmt, Äußerungen über negative Erfahrungen hingegen mit (bisweilen durchaus plausiblen, z.B. S. 493f.) quellenkritischen Einschüben als nicht „verlässlich“ und nicht „objektiv“ darstellt. Die Stimmen von „Betroffenen“ werden eher instrumentell gehandhabt statt den Ausgangspunkt für einen ergebnisoffenen Analyse- und Erkenntnisprozess zu bilden. Der Effekt dieser selektiven Einordnung ist eine Nivellierung der Diversität, Komplexität und Ambivalenz der Erfahrungen. Problematische Kategorien (z.B. „Rädelsführer“) und Aussagen aus den oft herangezogenen Unterlagen der Stasi werden bisweilen als Fakten angesehen und übernommen. In einem zitierten Stasi-Bericht heißt es, in der DDR-Bevölkerung seien negative Meinungen über eine „parasitäre [...] Lebensweise“ der Vertragsarbeiter_innen in der DDR weit verbreitet (S. 429). Van der Heyden bezeichnet den Bericht als „realistisch“, bekräftigt aber zugleich seine Einzelfall-These. Dabei erweist sich sein formalistischer Rassismusbegriff, der auf „ausländerfeindliche Gesetze oder Verordnungen“ (S. 274) abhebt und konkrete Vorfälle zu Einzelercheinungen degradiert,

als verkürzt, zumal dieser auch Rassismuskritik in kapitalistischen Demokratien liberaler Prägung unmöglich macht.

Van der Heydens Unbehagen mit einer verkürzten Darstellung der Vertragsarbeit und der simplifizierenden Stilisierung der DDR und Ostdeutschlands zur *terra racista* ist nachvollziehbar. Sein Anliegen, einen Gegenpol zu den zahlreichen Negativdarstellungen zu bilden, führt jedoch zu ähnlich zugespitzten Urteilen. Das wenig analytische Aneinanderreihen von Beispielen und die Überfrachtung des Gegenstands „Vertragsarbeit“ mit polemischen Seitenhieben und seitenlangen Exkursen zu anderen Themen trübt Lektürefreude und Erkenntnisgewinn gleichermaßen. Das ist schade, denn angesichts der Breite der konsultierten Quellen und Sekundärliteratur und der fundierten Kenntnis dieses bilateralen Arbeitskräfteprogramms hätte das Buch ohne Zweifel einige Kriterien für ein Standardwerk erfüllt; aber wie van der Heyden selbst feststellt, muss ein „Überblickswerk, das alle oder wenigstens die wichtigsten Facetten der Vertragsarbeit bis hin zu deren Ende erforscht und darstellt, [...] erst erarbeitet werden“ (S. 499). Als Markstein und Ausgangspunkt für

weitere Recherchen zum Thema Vertragsarbeit (und zur medialen Darstellung des Themas) ist *Das gescheiterte Experiment* jedenfalls fraglos ein wichtiger Beitrag. Über den deutschen Tellerrand hinaus wirft er auch die Frage auf, was eine stärkere Beachtung der Beziehungen zwischen kommunistischen Staaten Osteuropas und dem Globalen Süden für die Geschichte der Entwicklungspolitik und interregionaler Migrationsregime bedeutet.

ERIC BURTON

Karin Fischer, Margarete Grandner (Hg.): Globale Ungleichheit. Über Zusammenhänge von Kolonialismus, Arbeitsverhältnissen und Naturverbrauch. Wien: Mandelbaum Verlag, 2019, 400 Seiten, 25 Euro.1

Das Thema Ungleichheit hat im letzten Jahrzehnt zunehmend öffentliche Aufmerksamkeit erfahren. Das hat nicht nur damit zu tun, dass empirisch messbare Ungleichheit weltweit zugenommen hat, sondern sicherlich auch mit akademischen Arbeiten zum Thema, die über die Welt der Wissenschaft hinaus zu viel diskutierten Bestsellern geworden sind. An erster Stelle ist hier Thomas Pikettys *Das Kapital im 21. Jahrhundert* zu nennen. Vor allem mit der englischen Übersetzung dieser umfangreichen Studie zur Geschichte der Ungleichheit wurde der französische Ökonom Piketty zu einem globalen Star der Wissenschaft. Das öffentliche Rampenlicht sorgte auch dafür, dass die Geschichte der Ungleichheit intensiv in den Feuilletons und Wohnzimmern dieser Welt diskutiert wurde. Die erhöhte Aufmerksamkeit, die das Thema erfährt, lässt sich etwa auch an der gestiegenen Anzahl an universitären